

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 26

Artikel: Haushalthilfe mit Autoanschluss und Familienbenutzung
Autor: Troll, Thaddäus / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-509733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haushalthilfe

mit Autoanschluß und Familienbenutzung

Gesucht von Thaddäus Troll

Wir gehören zu den bedauernswerten Menschen, die nicht fähig sind, ihren Haushalt ohne Hilfe eines dienstbaren Geistes vor dem Zerfall zu bewahren.

Nun hatte uns viele Jahre Fräulein Else manche Entscheidung durch ihr bestimmendes und bestimmtes Wesen abgenommen: wen wir einladen durften und wen nicht; welches Fernsehprogramm gesehen werden mußte; wie oft wir die Wäsche wechseln durften; wann wir unsere Ferien zu nehmen hatten. Bis wir eines Tages, ohne Fräulein Else um Erlaubnis gefragt zu haben, Dr. Tischenhäuser zum Mittagessen ein-

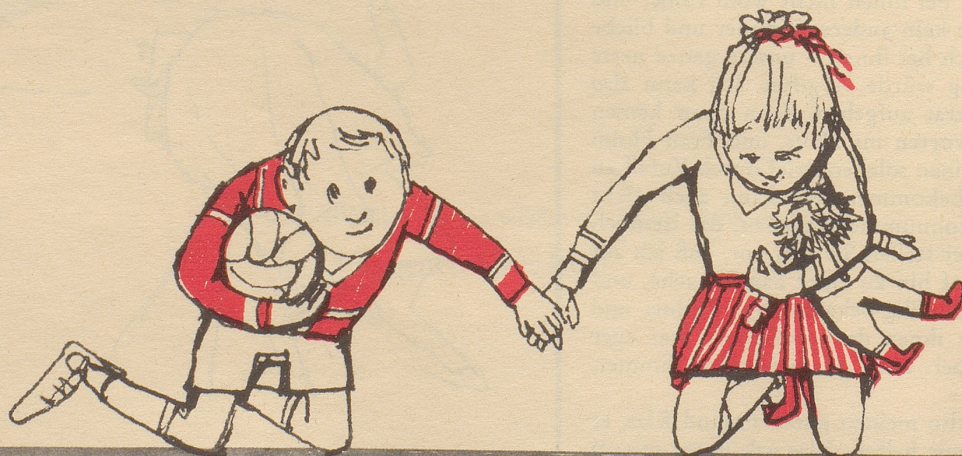
luden. Nachdem der umständliche Insektenforscher sich dankbar verabschiedet hatte, kündigte uns Fräulein Else. Wir könnten ihr nicht zumuten, mit einem Mann am Tisch zu sitzen, der einen Buchara nicht von einem Schiras unterscheiden könne. So sehr wir ihr zuredeten, sie ließ sich nicht zum Bleiben bewegen. Dafür stellte sie uns ein gutes Zeugnis aus: wir seien stille, ehrliche, fleißige und saubere Arbeitgeber, die nur bescheidene Wünsche in bezug auf Freizeit hätten.

Das nun anhebende Interregnum war ziemlich strapaziös und kostete uns viele Nerven. Barbara war von dem Ehrgeiz gepackt, ihren Mitschwwestern, denen die Parole «Putzen, schaffen, sparen!» um den zu einem Sparkassenschlitz deformierten Mund geschrieben stand, nicht nachzustehen. Das blitzte und glänzte, brutzelte und briet, funkelte und strahlte! Wir schwangen uns von Kronleuchter zu Kronleuchter, um das Parkett zu schonen; saßen aufrecht im Bett, um Bettwäsche zu sparen; und wenn wir lasen, knipsten wir beim Umblättern das Licht aus, um das Haushaltsgeld nicht zu strapazieren. Barbara kochte javanisch und polynesisch, nach Rezepten aus Ungarn und aus dem Vatikan; jeder Fleck auf dem Tischtuch erregte größeren Unwillen als ein Aufstand in Lateinamerika, und der gemeinsame Abwasch war gefahrvoll wie eine Konferenz von Gangsterbossen, bei der jederzeit offene Feindseligkeiten ausbrechen können.

Nun machten wir kund, eine bescheidene, reinliche Familie mit guten Zeugnissen und geregelter Freizeit suche eine Haushalthilfe mit Autoanschluß und Familienbenutzung. Da uns dünkete, nicht jeder dienstbare Geist sei so bescheiden

wie Fräulein Else, trennten wir uns von den Gegenständen des gehobenen Lebensstandards und statteten damit das Appartement unserer zukünftigen Hausdame aus: Fernsehapparat, Kühlschrank, Plattenspieler, Weihnachtsbaum, Schaschlikgrill und Puppenstube. Außerdem kauften wir einen Spielautomaten und eine Musikbox, um damit dem Konsumbedürfnis anspruchsvoller Haushalthilfen entgegenzukommen.

Auf unseren Aufruf hin meldeten sich einige Damen. Fräulein Bröselam fuhr einen eleganten Roadster und zog die gepflegten Augenbrauen hoch, als sie unser bescheidenes Gefährt sah. Womit ich denn repräsentiere?, fragte sie mich. Und als ich ihr sagte, wenn schon, dann mit dem Kopf, sah sie mich geringschätzig an, rümpfte die Nase und konstatierte, das sei doch nicht die richtige Stelle für sie. Frau Durchschuß, die bei uns den Sinn für alles Wahre, Edle und Schöne suchte, brachte ihre vier Kinder von 3, 4, 5 und 7 Jahren mit, die sich dadurch auszeichneten, daß sie sich nicht in den selben Vater zu teilen brauchten. Das war uns des Wahren, Edlen und Schönen zu viel. Fräulein Romy Maier prüfte unsere Bildung. Weil wir jedoch Fred Bertelmann für den Inhaber eines Verlages hielten, weder die Namen Heidi Brühl und Conny Froboess kannten, noch jemals einen Film mit Eddie Constantine gesehen hatten, verließ sie uns mit offener Verachtung. Mit einem Fräulein Dr. Piffpaff, die wissenschaftliche Assistentin war, sich jedoch wirtschaftlich verbessern und im Haushalt arbeiten wollte, konnten wir uns nicht einigen, da sie nur nach streng chemischen Analysen



zu kochen sich bereit erklärte. Die 78jährige Frau Nombrel brachte einen Wüschelrutengänger mit, der unter unserem Haus krebsfördernde Wasseradern und nervenzehrende Erdstrahlen entdeckte, was die betagte Kandidatin in die Flucht trieb. Einer weiteren Interessentin sagte unsere Wohnlage und unsere Aura nicht zu.

Wir stellten fest, daß die Damen, die ohne bedingungslose Kapitulation der Arbeitgeber in Familiendienst zu treten willens sind, ausgestorben seien, daß sich aber recht viele meldeten, die bereit waren, einem frauenlosen Haushalt vorzustehen. Barbara folgerte daraus, sie müsse entweder aus dem Leben scheiden oder mit einem Raketenforscher durchbrennen; zu beidem habe sie jedoch noch keine rechte Lust. Was ich aber davon hielt, wenn sie in den Untergrund ginge? Ich verstand nicht recht, aber sie erklärte es mir. Wir besitzen eine Dachkammer, Wupplich genannt, ursprünglich bestimmt für die schon seit Jahrzehnten ausgestorbenen Wesen, welche die schlichte Berufsbezeichnung «Mädchen» trugen – ein Wohnraum, der von jeder dienenden Persönlichkeit heute mit Hohnlachen zurückgewiesen würde. Barbara erklärte sich jedoch bereit, das Gemach zu beziehen, um dort einen heiteren Familienroman zu schreiben; währenddessen ich als böswillig verlassener Strohwitwer mit zwei Strohhälwaisen leicht zu einer Haushalthilfe käme. Wenn diese dann nach einem möglichst frühen Feierabend in ihrem Zimmer im Untergeschoß verschwinde, um ihre kulturellen Bedürfnisse an Musikbox und Spielausomat zu stillen, so

käme Barbara heimlich aus ihrem Dachkammerlein, um ein ebenso geregeltes, wie auf die Zeit von 17 Uhr bis 5 Uhr befristetes Familienleben mit uns zu führen.

Der Vorschlag erschien uns gut und wurde auch von den Kindern mit Beifall aufgenommen. Bald darauf beglückte uns Frau Sparbier mit ihrer Haushalthilfe: eine rüstige Endvierzigerin, die schon bessere Tage gesehen hatte, was sie nicht hinderte, sich die echten Lebenswerte zu bewahren. Sie versprach, die armen Strohweisen zu hegen, und sich auch des Geschirrs, der Hemden und des Parketts zu erbarmen, wenn ihr dabei eine tüchtige Aufwartefrau assistiere.

Am ersten Tag ging es recht gut. Wir verhalfen Frau Sparbier zu einem frühen Feierabend. Sie verließ uns um vier Uhr, und schon eine Stunde später war die Familie zu einer gewaltigen Wiedersehensfeier bei einer knoblauchduftenden Fischsuppe und zwei Flaschen Casteler Riesling vereinigt.

Es sei ja bei uns recht laut zugegangen, sagte Frau Sparbier am anderen Morgen etwas säuerlich. Schon dehnte sie ihren Arbeitstag aus und bestand darauf, das Abendessen für uns zu bereiten, das sie auch nicht kochen konnte. Es war sehr schwierig, ihr klarzumachen, daß ich abends allein sein wollte, seit mir aus einem Jugenderlebnis mit einer linksstehenden Frauenrechtlerin ein schweres Trauma geblieben sei. Inzwischen hatte sich in der Nachbarschaft herumgesprochen, Frau Troll sei durchgebrannt. Die Frage «Mit wem?» bewegte die Gemüter so sehr, daß wir uns vor Beileidsbesuchen nicht zu retten wußten. Unsere Familien-

abende waren doppelt gefährdet: Frau Sparbier witterte Besuche, die ihre Neugier kitzelten, und die Nachbarn kamen zu unvermuteten Stunden, um uns zu bedauern und zu trösten. Wir räumten einen Schrank aus, in dem wir Barbara bei allen Ueberraschungen verschwinden lassen konnten, und manchmal mußte eines der Kinder Schmiere stehen und horchen, ob nicht Frau Sparbier aus ihrer anspruchsvollen Unterwelt auftauche, um nach dem Unrechten zu sehen.

Das Familienleben wurde immer kürzer und gefährdeter. Eines Tages fand Frau Sparbier ein Pantöffelchen, das Barbara gehörte. Sie war außer sich. Schon lange habe sie vermutet, daß ich abends Damenbesuch bekäme, nein so eine Schande, und das vor den Kindern, wo sie herkomme, da habe es so etwas nie und nimmer gegeben, sie hätte gedacht, sie sei hier in einem anständigen Haus. Ich stotterte, das Pantöffelchen gehöre meiner Schwester, aber Frau Sparbier brach in Tränen aus und schluchzte, sie wolle doch nichts anderes, als den Kindern eine gute Mutter sein, und das habe sie nicht verdient. Wir behandelten sie deshalb mit viel Nachsicht und ließen es zu, daß sie sich zeitlich immer mehr ausdehnte, was Barbaras häusliches Dasein empfindlich beschnitt, den Familienroman jedoch munter fortschreiten ließ.

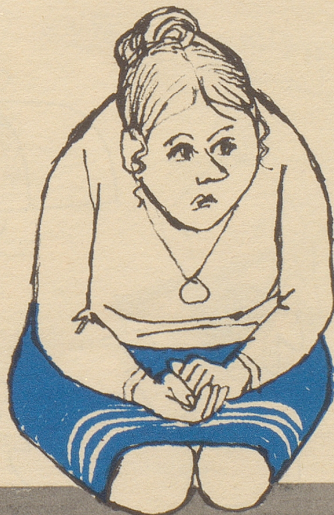
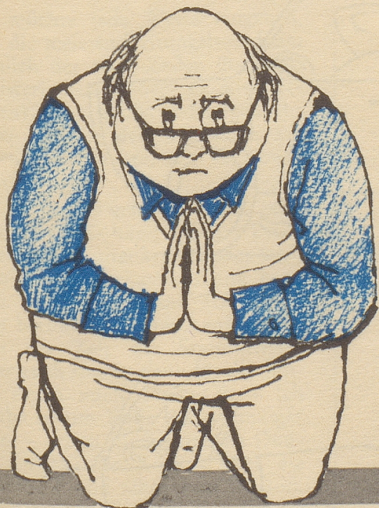
Bis eines Tages das Unglück geschah. Ich hatte Frau Sparbiers Bitte abgeschlagen, mit ihr die Valente-Show fernzuschauen, weil ich mit einer Arbeit über Schopenhauer beschäftigt sei.

Die Kinder waren schon im Bett, Barbara und ich räkelten uns gemütlich in den Sesseln, eine Platte von Juliette Greco parfümierte

den Abend, ich las in Barbaras heiterem Familienroman, korrigierte ihren Stil, und sie mokierte sich darüber. Da trat plötzlich Frau Sparbier ins Zimmer und erstarrte vor dem Bild moralischer Verworfenheit, das sich ihr bot. «So etwas will ein frauenloser Haushalt sein, wo lose Frauen sich lümmeln!» schrie sie auf und rannte, von Schluchzen geschüttelt, in ihr Gemach zurück.

Wir waren ziemlich ratlos und zerbrachen uns den Kopf, wie ich den abendlichen Besuch, der mich in so anstößigem Licht erscheinen ließ, motivieren könne. Aber es bedurfte keiner Entschuldigung. Am anderen Morgen war Frau Sparbier verschwunden.

Nun suchen wir wieder eine Hilfe, die Haushalt und Familie vor dem weiteren Verfall bewahrt. Adressen erbitte ich an die Redaktion des Nebelspalters.



E A R T H

